

Der Hallstattgrabhügel im Eichholz bei Schloss Eugensberg, Gemeinde Salenstein

Autor(en): **Keller-Tarnuzzer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **71 (1934)**

Heft 71

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hallstattgrabhügel im Eichholz bei Schloß Eugensberg, Gemeinde Salenstein.

Von Karl Keller-Tarnuzzer.

Das Eichholz liegt in der Gemeinde Salenstein (Kt. Thurgau), auf einer Höhe von ungefähr 560 m, also zirka 160 m höher als der Untersee, und zwar auf einer Terrasse, die sich vom Schloß Eugensberg ziemlich weit nach Südosten hinzieht. Es gehörte bis vor kurzem der Gemeinde Salenstein, ging dann aber in den Besitz von Herrn Hippolyt Saurer über, der es in sein Schloßgut Eugensberg einbezog.

In diesem Walde, dort, wo sich die Terrasse gegen den See zu neigen beginnt, liegen in einer Reihe von Nordwest nach Südost drei Grabhügel¹ (Top. Atl. d. Schweiz, Bl. 50, 160 mm v. r., 99 mm v. u.). Der nordwestlichste davon ist der größte, der südöstlichste der kleinste, während der dazwischen liegende in der Größe ungefähr die Mitte zwischen den beiden andern hält. Alle drei Grabhügel sind zu wiederholten Zeiten das Ziel von Ausgräbern gewesen. Es ist bekannt, daß der ehemalige Verwalter des Schlosses Arenenberg hier Grabungen vornahm, dann soll der seither ebenfalls verstorbene Schulpfleger Boltshauser in Ottoberg hier nach Schätzen gesucht haben, und schließlich hat C. Bürgi, damals auf Schloß Wolfsberg, ebenfalls nach Kulturüberresten gesucht. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß diese drei nicht die einzigen gewesen sind, die hier ihr Glück versuchten, doch erinnert sich der andern niemand mehr. Von keinem dieser Forscher ist irgendein Erfolg bekannt, nur C. Bürgi hat eine große Menge von schwarzen Perlen gefunden, die, wie es scheint, auf Lederzeug aufgenäht waren. Er hob unter anderm eine Erdprobe mit solchen Perlen auf, und in ihr zeigen sich die Perlen auf einer schwarzen Schicht in reihenförmigen Anordnungen. Bürgi, der sich noch erinnert, daß er auch den Kopf einer Bronzenadel gefunden, seither aber wieder verloren habe, setzte auf Grund dieser Nadel die Tumuli des Eich-

¹ Keller und Reinerth, Urgeschichte des Thurgaus, S. 198 f.

holzes in die Bronzezeit. Die Perlen übergab er vor ungefähr zehn Jahren in verdankenswerter Weise dem Thurgauischen Museum in Frauenfeld. Leider kann er den Grabhügel, in welchem er diese Perlen gefunden hat, nicht mehr angeben. Über das Material, aus dem diese Perlen bestehen, berichtet uns die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt: „Die Perle besteht in der Hauptmasse aus einem tiefschwarzgrünen Glase (in ganz feinen Splintern im Mikroskop hellgrün durchsichtig). Das Glas enthält eine Menge kleiner Einlagerungen von einem schwarzen stark magnetischen Eisenerz (Magnetit), eventuell auch von gediegenem Eisen. Das Produkt stellt ganz offensichtlich Schlacke einer Eisenschmelze dar.“

Der heutige Befund der Grabhügel ist folgender: Der kleinste Tumulus ist durch verschiedene Grabungen vollständig zerstört. Er ist wegen seiner Kleinheit das besonders beliebte Ziel unserer Vorgänger gewesen. An ihm hat die Forschung also nichts mehr zu suchen. Der mittlere, bereits wesentlich größere Hügel hat ebenfalls schon sehr starke Störungen erfahren. Er weist eine ganze Reihe von Grabenspuren auf, die einen trostlosen Eindruck machen. Trotzdem ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß eine kurze Untersuchung noch einiges ergeben könnte.

Der große Grabhügel (Taf. II), derjenige, der von uns untersucht worden ist, wies nur eine einzige Spur früherer Grabungen auf, und zwar auf dessen Höhe eine wenig tiefe, aber breite trichterförmige Einbuchtung. Es zeigte sich dann in der Folgezeit, daß hier ein regelrechter Trichter bis auf den gewachsenen Boden hinuntergetrieben worden war. Unsere Grabung wurde veranlaßt durch Herrn Hippolyt Saurer und seine Gemahlin, die sich durch das Risiko, daß die frühern Grabungen sowohl Funde als innern Aufbau des Hügels vollkommen zerstört haben könnten, nicht abhalten ließen, die gründliche Erforschung zu finanzieren und in jeder Hinsicht zu fördern. Die Arbeit wurde durchgeführt vom 25. August bis 16. September und vom 30. September bis 5. Oktober 1933. In der ersten Hälfte dieser Zeit stand dem Berichtersteller Herr Professor Dr. P. Stinger, Rom, als verständnisvoller Mitarbeiter zur Seite. Die vom Verfasser hergestellten Planaufnahmen wurden von Herrn Herbert Isler, Architekt in Winterthur, ausgearbeitet und ins Reine gezeichnet, die Photos zum Teil von Herrn Professor Dr. Leutenegger in Frauenfeld aufgenommen. Herrn und Frau Saurer gebührt der

besondere Dank für die großzügige Unterstützung der Wissenschaft,¹ aber auch den Herren Professor Stnger, H. Isler und Professor Leutenegger soll an dieser Stelle bestens gedankt werden. Zu danken haben wir ferner dem Botanischen Garten der Universität Zürich und der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt für die hier aufgeführten Gutachten.

Die Ausgrabung ergab folgendes (Taf. I und III, Abb. 2):

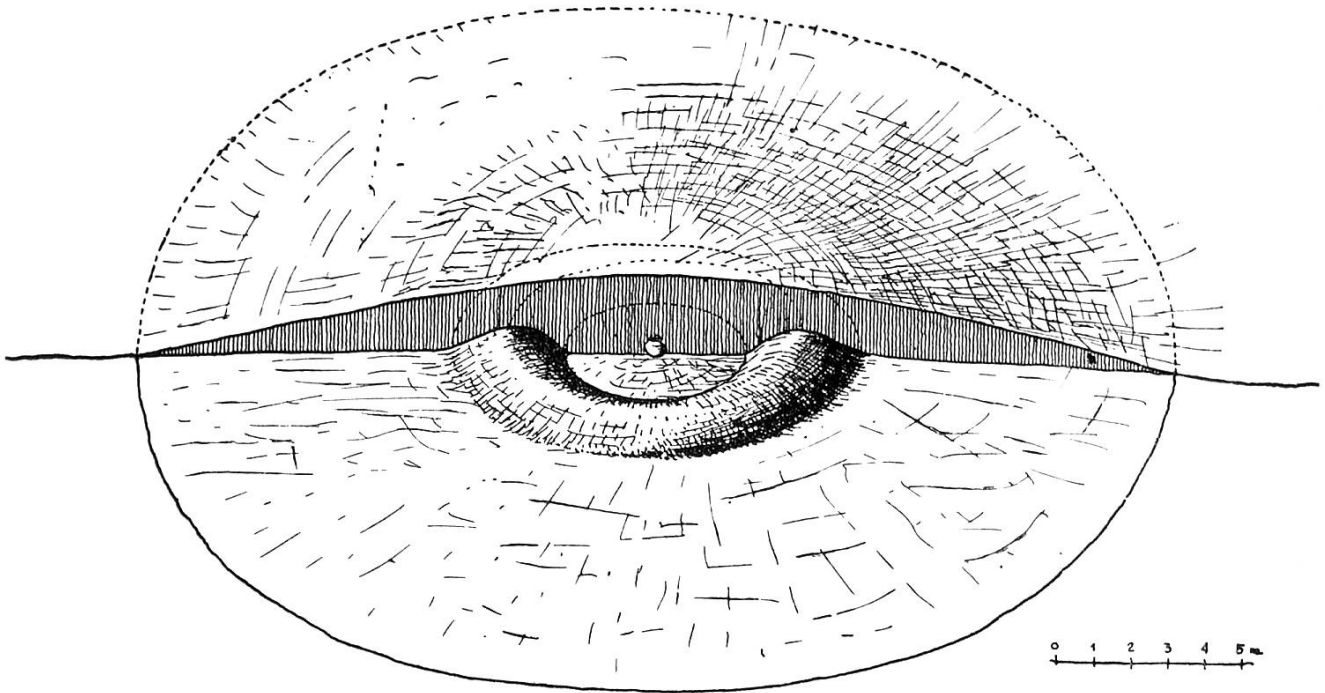
Aufbau des Grabhügels: Auf dem gewachsenen Boden (a) liegt eine mächtige, annähernd runde Erdschichtplatte (b) von 35 m Durchmesser in der Ost-West-Richtung und 31 m in der Nord-Süd-Richtung. Sie besitzt eine durchschnittliche Mächtigkeit von 40 cm und feilt in den Randgebieten aus. Sie besteht nach dem Gutachten des Botanischen Gartens in Zürich aus dem in der ganzen Umgebung aufliegenden Grundmoränenlehm, ist hell oderfarbig, besitzt wenig, feinstes, toniges Material mit reichlicher Steinbeimischung, überall kleine Holzkohlenreste und häufige Beimengung von verbrannten Lehmresten. Eine Untersuchung auf Pollen verlief resultatlos. In dieser Schicht lagen alle die im Plan eingezeichneten Feuerstellen, zum Teil (besonders die in den mittleren Zonen des Hügels liegenden) auf dem gewachsenen Boden, diejenigen im Norden und Osten aber in den oberen Teilen dieser Schicht, so daß die darunter liegende Erde an ihren Stellen völlig rot gebrannt war. Zwischen den Feuerstellen der Randgebiete befanden sich in Abständen von zirka 2 m stets kleine, höchstens 1 dm² große Feuerstellen, mit bis zu 3 und 4 cm dicker Brandschicht und darunter durch die Hitze etwas rotgefärbter Erde. Wir haben diese Stelle als Reste kleiner Fackelfeuer aufgefaßt. Die ganze Schicht konnte angesichts der gewaltigen Erdbewegung, die dazu erforderlich gewesen wäre, nicht freigelegt werden. Ihre Randpartien mußten durch Suchgräben erschlossen und deren Befunde in die vorliegenden Profile hinein kombiniert werden. Es besteht kein Zweifel, daß sich den drei aufgefundenen Feuerstellen der Randgebiete noch weitere zugesellen würden, wenn die Randgebiete völlig durchgearbeitet werden könnten.

Auf dieser Schicht b wölbt nun eine zweite Schicht (g) den ganzen Grabhügel auf. Auch hier besteht die Erde (Gutachten des Botani-

¹ Die Kosten der Erstellung der Altischees zu dieser Abhandlung übernahm ebenfalls Herr Hippolyt Saurer in Arbon. Wir danken ihm bestens für diese Hilfe.

Der Vorstand des Historischen Vereins.

schen Gartens) aus Grundmoränenlehm, der hell ockerfarbig ist, wenig feines, toniges Material von grober Krümelstruktur und viel Holzkohle enthält. Pollen konnten keine gefunden werden. Diese Schicht geht in den Randgebieten, besonders im Süden, ohne klare Grenzen in den umliegenden Waldboden über. Im Schnittpunkt der beiden Profile ergab sich eine Höhe des Grabhügels über dem gewachsenen Boden von 2 m.



Schematische Darstellung des Ringhügels

Innerhalb dieser Hügelauffschüttung g zeigte sich ein eigenartiges Gebilde, wie es bisher nach unserem Wissen noch nie in einem Grabhügel Mitteleuropas beobachtet worden ist. Es handelt sich um einen eigentlichen Ringhügel, der aus verschiedenen Schichten aufgebaut ist, von dem wir hier den Versuch einer schematischen Darstellung geben. Unter diesem Ringhügel war (Gutachten des Botanischen Gartens) der Grundmoränenlehm der Schicht g völlig grau gefärbt und mit gelben Adern durchsetzt. Er enthielt tonig-sandige Bestandteile, keine Pollen. Diese, zur Schicht g gehörige Schicht c hob sich teilweise von g ab, verlor sich aber in den Randgebieten ohne ganz ganz deutliche Grenze in der Schicht g.

Die unterste Schicht (d) des eigentlichen Ringhügels besaß ähnliches Aussehen wie Schicht (g). Auch sie besteht aus Grundmoränenlehm (Gutachten des Botanischen Gartens), ist ockerbraun, enthält aber weniger Holzkohle. Keine Pollen.

Die Krone des Ringhügels wurde aus einer hellen, kieshaltigen Schicht (e) gebildet, die keinerlei Holzkohle und als einzige Schicht auch keinerlei Scherbenreste enthielt.

Die beiden Schichten (d) und (e) waren nun von der Hauptschicht (g) durch eine dünne (1—5 cm starke), dunkle, fast schwarz wirkende Schicht (f) überlagert, die sich im Profil außerordentlich deutlich abhob (Taf. III, Abb. 2). Über sie berichtete uns Herr Dr. E. Schmid vom Botanischen Garten in Zürich: „Grundmoränenlehm, ockerfarbig, durch zahlreiche humifizierte Wurzelstückchen dunkel gefärbt, Blattbasen von Sauergräsern (*Carex*), feine Pollen, auch nicht nach Säurebehandlung und Zentrifugieren, keine Kohlestückchen. Entweder gewachsener Vegetationshorizont oder Aufschüttung mit Waldbodenmaterial.“ Später ergänzte er: „Bei der Sie besonders interessierenden Grenzschrift handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen alten Vegetationshorizont. Darauf deuten besonders das reichliche Vorkommen von humifizierten Wurzeln und Reste von *Carex*-Blattbasen. In allen übrigen Schichten fanden sich nur rezente Wurzelteile. Es könnte höchstens noch ein Aufschüttungsmaterial in Betracht kommen, das einer Vegetationsdecke entnommen wäre.“

Diese Schicht bildet das wichtigste Problem, das der Tumulus im Eichholz dem Forscher stellt. Besteht sie nämlich tatsächlich aus einer an Ort und Stelle gewachsenen Vegetationsdecke, dann bedeutet das, daß der ganze Ringhügel sehr lange Zeit offen gestanden haben muß, das heißt, daß die den ganzen Hügel aufwölbende Schicht g erst nach sehr langem Zeitraum aufgetragen worden ist. Wenn dies aber der Fall gewesen ist, dann stellt sich sofort die andere Frage, warum sich diese Vegetationsdecke denn nicht weiter nach den Randgebieten des Grabhügels hin fortsetzt, sondern so unmittelbar abbricht. Wenn wir beobachten, daß die Schicht g nicht nur außerhalb des Ringhügels und über ihm liegt, sondern diesen auch völlig unterschneidet (in Schicht c), so muß die Annahme der Entstehung einer Vegetationsdecke an Ort und Stelle doch fallen gelassen werden. Wir werden weiter unten nach Betrachtung der Funde auf dieses Problem noch weiter zu sprechen kommen.

Der Ringhügel hatte folgende Maße: Durchschnittliche Höhe von der Schicht c aus gemessen 40 cm. Innerer Durchmesser an der Basis der Schicht d durchschnittlich 5 m, äußerer Durchmesser an derselben Basis durchschnittlich 10 m. Die Basisbreite der Schicht e schwankte zwischen 60 und 150 cm. Leider ergab eine photographische

Aufnahme des Ringhügels von oben herab kein genügend klares Bild, das zur Publikation geeignet wäre.

Die *Funde*: Die Grabung zeigte deutlich, daß die eingangs erwähnte Raubgrabung bis auf den gewachsenen Boden hinunter geführt worden war. Am Grunde des damals entstandenen Trichters war noch nach allen Seiten in die Breite gewühlt worden. Glücklicherweise gelang es aber den damaligen Forschern nicht, den Aufbau des Hügels, namentlich den Ringhügel zu zerstören, hingegen muß die *Hauptbestattung*, die sicher innerhalb des Ringes gelegen hatte, ihr Opfer geworden sein. Es zeigten sich als letzte Reste dieser Bestattung nur noch einige unkenntliche Eisenstücke, zwei ordentlich erhaltene eiserne Pfeilspitzen (Taf. IV, Abb. 1, Fig. 5 und 6) und ein Messerbruchstück (Fundnummer 45). Diese Eisenobjekte lagen in den Höhenlagen mindestens 20 cm von einander entfernt, Beweis genug, daß sie von den alten Ausgräbern in *Mitleidenschaft* gezogen worden waren. Ob es sich im Hauptgrab um eine Skelet- oder Brandbestattung handelt, konnte nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Der Umstand, daß in ihrem Bereich nicht das kleinste kalzinierte Knöchelchen gefunden wurde, läßt eher an eine Skeletbestattung denken und vermuten, daß das Skelet namentlich durch den neuzeitlichen Eingriff bis auf den letzten Rest von der Erde aufgezehrt worden ist. Es bleibt natürlich aber möglich, wenn auch kaum zu erwarten, daß die frühern Raubgräber vorhandene kalzinierte Knochen mit allfälligen Urnen zusammen entfernten.

Alle übrigen *Funde* lagen außerhalb oder über dem Ringhügel. Die vielen vereinzelter Reste kleiner, fast unkenntlicher Scherben, die alle genau nach Lage und Höhe eingezeichnet worden sind, brauchen hier nicht erörtert zu werden. Fundnummer 2 ist eine sehr stark zerstörte, große eiserne Lanzenspitze (Taf. IV, Abb. 1, Fig. 1). Ungefähr 1,20 m von ihr entfernt fand sich ein *Lanzenschuh* (Fundnummer 9. Taf. IV, Abb. 1; Fig. 4), der vermutlich zur Lanzenspitze gehört. Wenn dies der Fall ist, muß aber die Lanze zerbrochen in den Boden gekommen sein, da Spitze und Schuh in der Richtung nicht übereinstimmen. Dabei fand sich auch ein winziger Rest der Pauke einer *Fibel* (Fundnummer 4). Im Bereich dieser drei Fundstücke lag ein kleines Häufchen *kalzinierter Knochen*, von denen einige Schädelteile deutlich auf Menschenknochen hinwiesen. Wir haben es hier also mit einer ersten *Nebenbestattung* zu tun, bei der aber die Leichenasche merkwürdigerweise nicht in einer

Urne, sondern frei im Boden beigesetzt worden ist. Es ließen sich keinerlei Spuren eines Beutels oder eines Holzbehälters nachweisen.

Dicht auf der Krone des Ringhügels saßen die Scherben eines kleinen Gefäßes, die aber so zermürbt waren, daß ein Rekonstruktionsversuch nutzlos blieb (Fundnummer 112). Da keine kalzierten Knochen in ihrem Bereich lagen, kann es sich kaum um eine Bestattung handeln.

Die besterhaltene Bestattung (Fundnummer 109) zeigte eine flachgedrückte große Urne mit viel Leichenbrand. In ihr fanden sich bis zur Unkenntlichkeit zerstörte Scherben zweier kleinerer Gefäße und in 1,30 m Entfernung eine verhältnismäßig gut erhaltene, kleinere Lanzenspiße (Fundnummer 126. Taf. IV, Abb. 1, Fig. 3). Die Aschenurne konnte im Urgeschichtlichen Institut der Universität Tübingen wieder hergestellt werden (Taf. III, Abb. 1). Sie besitzt eine Höhe von 20,3 cm, einen größten Durchmesser von 30,5 cm, einen Mündungsdurchmesser von 27 cm und eine Standfläche von 11,5 cm Durchmesser. Es handelt sich um eine Gefäßform, wie sie in den spätbronzezeitlichen Pfahlbauten des Bodenseegebiets nicht gerade selten ist. Besonders häufig wurde sie in der bronzezeitlichen Siedlung der Insel Werd (Gemeinde Eschenz) gefunden, nur besitzt sie im Gegensatz zu den dortigen, die ausschließlich kleine Böden aufweisen, einen Standring. In der untern Hälfte der Schale sitzen sechs nach innen gehende große Buckel. Sie sind in zwei einander gegenüberstehende Gruppen von je drei geordnet, von denen der innere Buckel jeweils höher sitzt als die beiden äußern. Solche Buckel sind meines Wissens bisher noch nirgends beobachtet worden. Sie dienen meiner Ansicht nach zum Tragen des Gefäßes in erhobenen Händen. Bei dieser Stellung passen nämlich die zum Tragen wichtigsten Finger ziemlich genau in die Buckel hinein und verhindern jedes Ausgleiten. Die kultische Tragweise ist bei einer Aschenurne nicht zu verwundern.

An weiteren Funden sind zu nennen ein Steinbeil, Rechteckbeil (Fundnummer 18) mit abgebrochenem Nacken, das dicht an der Grenze des Ringhügels lag. Das Stück ist 6,5 cm lang, besitzt 3,5 cm heutige Nackenbreite, 3,7 cm Schneidenlänge und eine größte Dicke von 1,9 cm. Es ist von gelber Farbe, grün geädert. Eine weitere Lanzenspiße (Fundnummer 115. Taf. IV, Abb. 1, Fig. 3) kann nur als Einzelfund gedeutet werden, ebenso Eisensfragmente (Fundnummer 22), die zusammen mit dem Rest eines eisernen Messers (Taf. IV, Abb. 1, Fig. 7) gefunden wurden und zu einem Schildbuckel gehören könnten.

Das urgeschichtliche Institut der Universität Tübingen hat den Versuch gemacht, die drei Lanzenspitzen und den Lanzenstiel in ihrer ursprünglichen Gestalt nachzubilden (Taf. IV, Abb. 2). Der Versuch darf im großen und ganzen als gelungen betrachtet werden. Herr Dr. E. Vogt vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich beanstandet zwar an der großen Lanzenspitze (Fig. 1) den Auslauf der Linien nach dem Tüllenende hin, und ich selbst habe den bestimmten Eindruck, daß das Tüllenende zu kurz geraten ist. Wie dem aber auch sei, die Rekonstruktion beweist, daß diese Objekte von sehr schöner, eleganter Form gewesen sind.

Über die Zeitstellung ist folgendes zu sagen. Der Grabhügel scheint in das Ende der Hallstattzeit, also in die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends zu weisen. Darauf deutet vor allem die große Aschenurne, die mit ihrem Standring stilistisch eine Fortsetzung der frühen Hallstattzeit (reine späte Bronzezeit) nahelegt. Der Umstand, daß außer dem winzigen Rest einer bronzenen Paukenfibel alle Metallfunde aus Eisen bestehen, deutet ebenfalls auf eine spätere Phase der Hallstattzeit. Der Fund eines Steinbeils vermag nicht, diese Datierung in Zweifel zu setzen; denn erstens ist es nicht ausgeschlossen, daß dieses Objekt bloß zufälligerweise mit dem Aufschüttungsmaterial in den Grabhügel geraten ist, und zum zweiten sind Geräte von steinzeitlichem Charakter in eisenzeitlichen Epochen gar nicht so selten; haben doch die alamannischen Gräber von Berg¹ sogar noch Feuersteinspitzen ergeben. Auf die späte Hallstattzeit weist auch die Form der großen Lanzenspitze mit aller Deutlichkeit.

Es ist in diesem Zusammenhang nur noch die Frage zu erörtern, ob nicht vielleicht der ganze Fundkomplex zwei verschiedenen Perioden angehört, das heißt ob nicht vielleicht doch der Ringhügel bedeutend älter ist als der Grabhügel in seiner heutigen Form. Wir haben schon oben aus der Lagerung der Schichten geschlossen, daß dies nicht der Fall ist. Auch die Betrachtung der Funde läßt eine zeitliche Trennung einzelner Teile des Tumulus nicht zu. Die im ganzen Hügel und auch im Ringhügel — mit Ausnahme der obern, kiesigen Schicht — zerstreut gefundenen kleinern und größern Scherbenreste zeigen alle denselben Habitus. Sie können also nicht zwei verschiedenen Perioden zugewiesen werden. Es steht ferner fest, daß eine Hauptbestattung im Innern des Ringhügels gelegen hat. Es ist aber nicht denkbar, daß diese durch

¹ Keller und Reinerth, Urgeschichte des Thurgaus, S. 264 ff.

Jahrhunderte hindurch unbedeckt gelassen worden wäre. Der ganze Aufbau des Hügels weist mit den Funden zusammen einen so einheitlichen Charakter auf, daß bei seiner Entstehung mit einem höchstens monatelangen Unterbruch zu rechnen ist.

Ist dies aber der Fall, dann muß die anscheinende Vegetationsdecke (f) als vom Menschen angelegt gedacht werden. Vielleicht ist dies so zu erklären, daß es zum *Grabritus* gehörte, den Ringhügel mit dichtem Grün zu überdecken, ähnlich wie wir heute noch unsere Grabstätten mit Blumen und Grün schmücken. Dieser Grünschmuck müßte dann aber nicht nur aufgelegt (außer etwa in Form ganzer Rasenstücke), sondern mit den Wurzeln eingepflanzt worden sein, was nicht ausschließt, daß die Anlage nach einigen Tagen, vielleicht auch Wochen oder Monaten, doch mit Erdreich zugeschüttet wurde. Warum der Ringhügel aus verschiedenen Schichten aufgebaut wurde, wird sich wohl nie erklären lassen.

Unserem Grabhügel fehlt der sonst in der späten Hallstattzeit übliche „*Bannkreis*“ aus Steinen. Dieser besteht in der Regel aus einem um den Grabhügel gelagerten Ring von mehr oder weniger dicht aneinander gelagerten Steinen. Man vermutet, daß er dazu dienen sollte, entweder die Lebenden vom Betreten des heiligen Bezirkes abzuhalten oder die Geister der Toten in seinen Umkreis zu bannen, damit sie die Lebenden nicht beunruhigen. In unserem Falle fehlt dieser Steinkreis wohl deshalb, weil taugliche Steine hier verhältnismäßig selten sind. Wir halten uns daher für berechtigt, den Ringhügel als Ersatz des steinernen Bannkreises zu betrachten. Einen zweiten Bannkreis bilden wohl auch die Feuerstellen in den Randgebieten des Grabhügels mit ihren dazwischenliegenden Fackelfeuerstellen. Eine Parallele findet dieser Ritus in einem der bekannten Grabhügel südöstlich des Burghölzli im Fünfbühl bei Zollikon-Zürich, wo ebenfalls ein Feuerkreis festgestellt werden konnte.¹

Rituell zu deuten sind auch die verhältnismäßig oft, verschiedene Male sogar gehäuft (zum Beispiel im Fundkomplex 2, 4, 5) gefundenen kleinen Kieselsteine, die dem zur Aufschüttung des Hügels verwendeten Erdreich sonst fremd sind. Solche Kiesel sind seinerzeit auch in dem vom Schweizerischen Landesmuseum ausgegrabenen Grabhügel im Hohnert bei Dietikon² aufgefallen, wo sie

¹ Anz. f. Schweiz. Altertumskunde 1871, S. 257—261. 1888, S. 104.

² 39. Jahresbericht Schweiz. Landesmuseum, 1930, S. 43—49. 21. Jahresbericht Schweiz. Gesellschaft f. Urgeschichte 1929, S. 64 f. N.3.3. 7. VIII. 1929.

allerdings besonders um die dortige Skeletbestattung gehäuft waren. Zu dieser Beobachtung schrieb ein unbekannter Einsender in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 1738 vom Jahr 1929: „Es liegt die Annahme nahe, daß es sich hier um einen ähnlichen Brauch handelte, wie er noch heute bei den Juden anzutreffen ist. Auf jüdischen Friedhöfen, besonders auffallend wohl auf dem 1300 Jahre alten Judenfriedhof in Prag, sieht man auf den Gräbern vielfach kleine Steinchen, die von den Besuchern als Zeichen ihres Besuches zurückgelassen werden. Die oben erwähnten Steinchen dürften demnach am ehesten die Bedeutung gehabt haben, die Anwesenheit von Verwandten und Bekannten bei der Bestattung zu bezeugen, indem von einem jeden derselben dem Toten ein Steinchen ins Grab mitgegeben wurde.“ Wir müssen gestehen, daß uns dieser Deutungsversuch einleuchtet, und brauchen wohl kaum auf die merkwürdige Analogie hinzuweisen, mit welcher auch wir unsern Toten eine Handvoll Erde ins Grab werfen.

Der ausgegrabene Tumulus im Eichholz zeichnet sich nicht durch besondern Fundreichtum aus. Immerhin dürfen wir darauf hinweisen, daß die Aschenurne (Taf. III, Abb. 1) ein hervorragend schönes und einzigartiges Stück ist, das auch den auf Fundgegenstände ausgehenden Forscher zu befriedigen vermag. Wichtig ist aber das wissenschaftliche Ergebnis der durchgeführten Erforschung. Hans Reinerth sagt in seiner Publikation über die Grabhügel im Niederholz bei Seon,¹ daß die Einordnung der Grab- und Bestattungsformen, die er dort gefunden hatte, in die Reihe gleichartiger Erscheinungen heute noch nicht möglich sei, weil gewiß im Verlauf der letzten Jahrhunderte Hunderte von Grabhügeln geöffnet worden sind, jedoch nur ein verschwindend kleiner Bruchteil unter wissenschaftlicher Leitung und wissenschaftlicher Zielsetzung. Diese Feststellung ist leider nur zu sehr berechtigt. Um so verdienstvoller ist es, daß Herr und Frau Saurer es ermöglicht haben, einen bereits durch Raubgrabung verloren geglaubten Grabhügel der Wissenschaft zu retten und in den Kreis der wenigen Hallstatthügel einzuordnen, die dazu bestimmt sind, einmal die Totenriten jener Zeit einwandfrei zu rekonstruieren.

Zum Schluß müssen wir noch auf die nächsten Fundstellen der gleichen Periode hinweisen. Grabhügel der späten Hallstattzeit sind seinerzeit durch C. Bürgi unter Mitwirkung des bekannten Ur-

¹ Argovia, XLVI. Bd., 1934, S. 284.

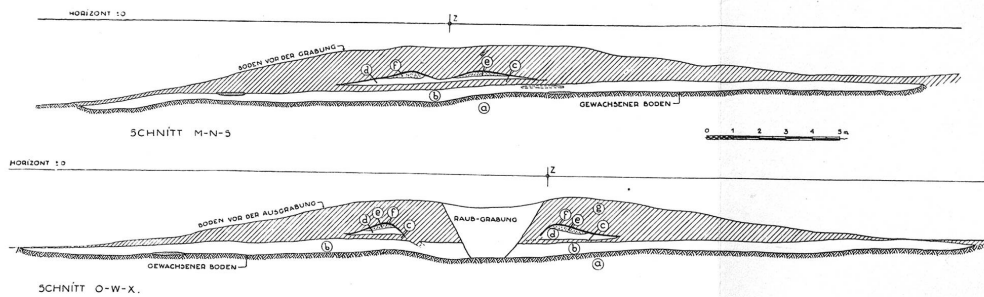


Abb. 1. Schnitte

Taf. I.
Grabhügel Eichholz-Egensberg
(Gemeinde Saltenstein)

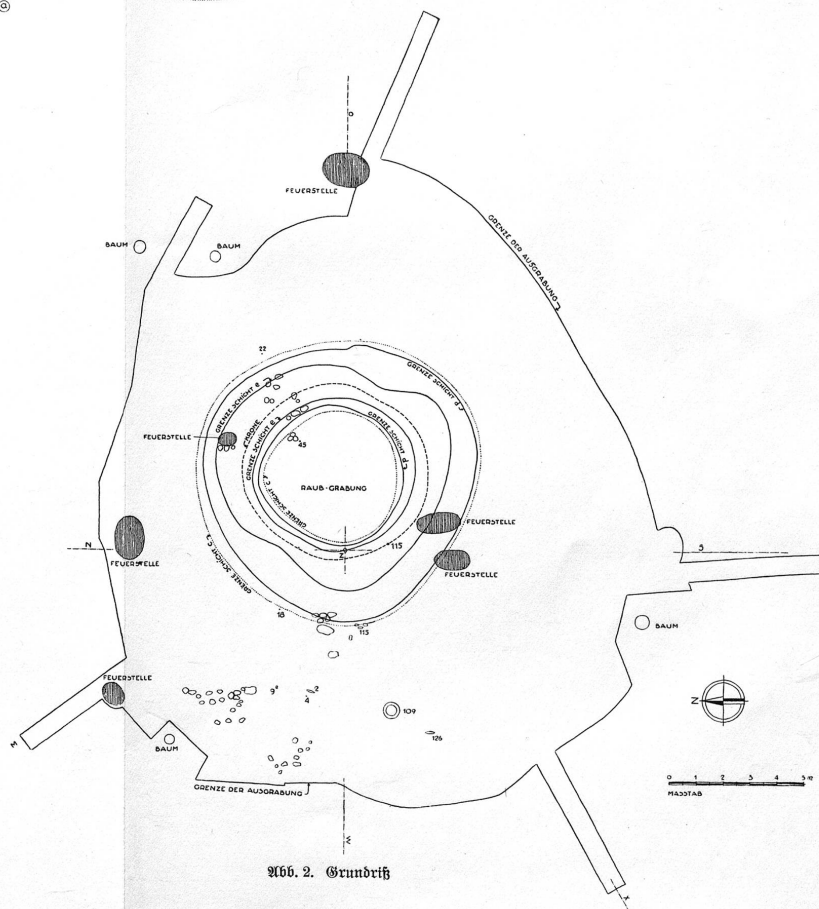
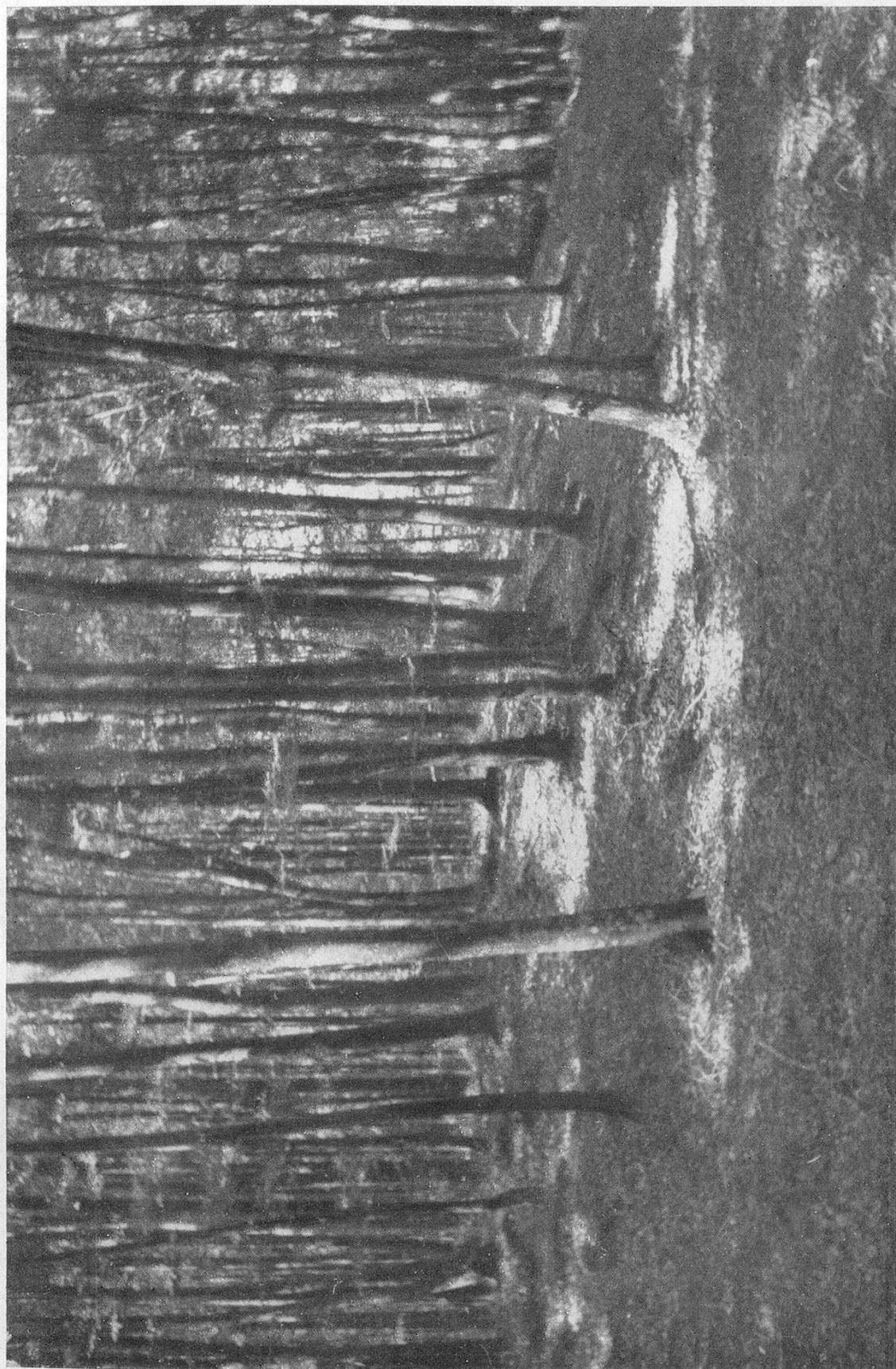


Abb. 2. Grundriß



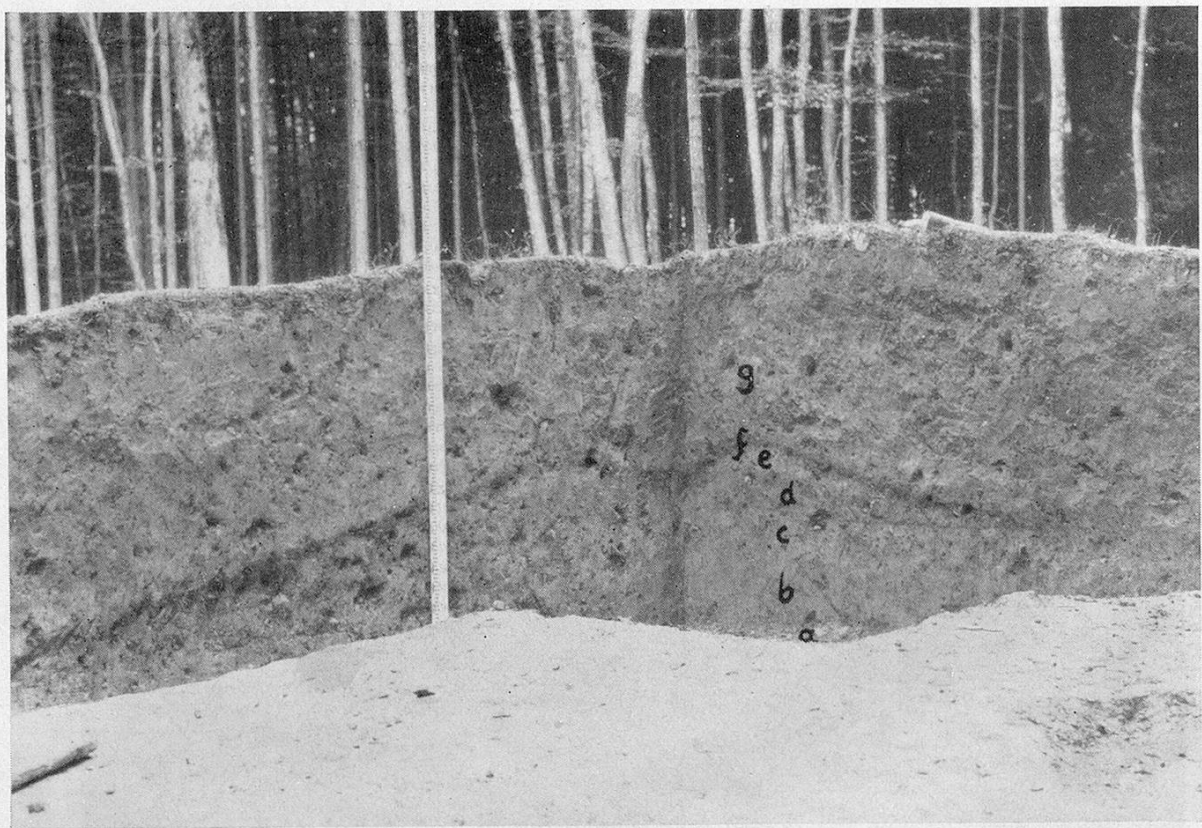
Tafel II. Der Grabhügel vor der Ausgrabung

Phot. Prof. Styger

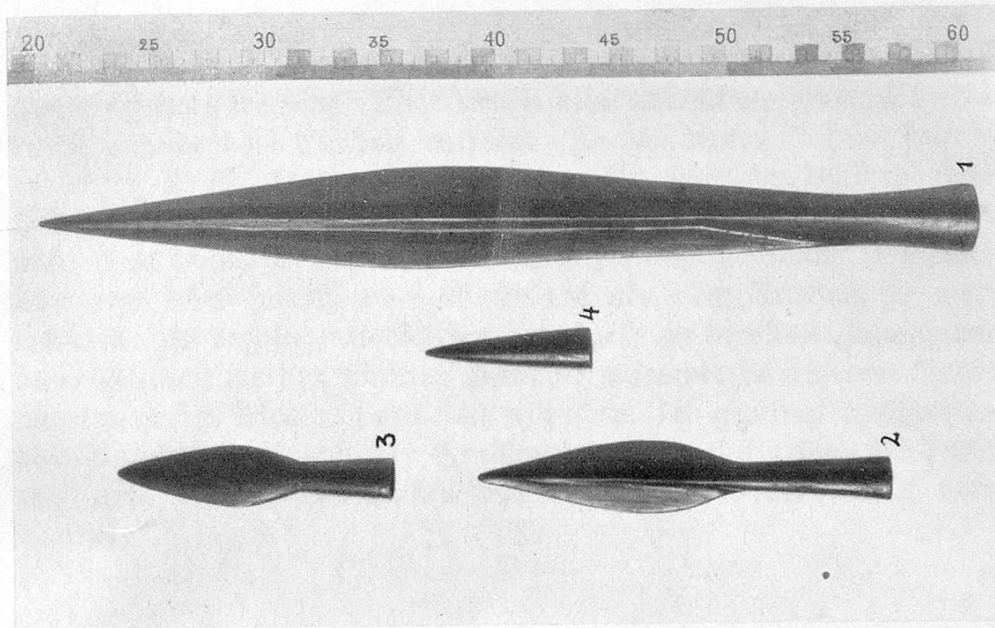


Tafel III. Abb. 1. Nischenurne

Phot. Prof. Leutenegger

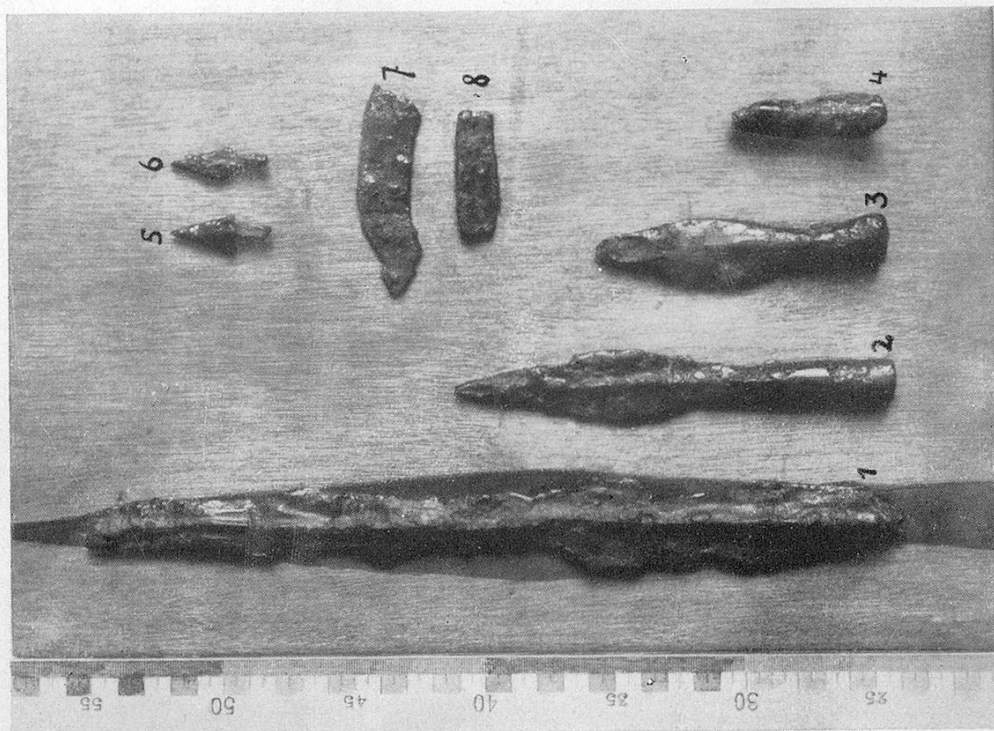


Tafel III. Abb. 2. Profil : N-Z-W (unretouchiert)



Tafel IV. Abb. 2.
Versuch einer Rekonstruktion der Lanzenspitzen

Phot. Prof. Leutenegger



Tafel IV. Abb. 1. Die Giftengeräte

Phot. Prof. Leutenegger

geschichtsforschers J. Heierli beim W o l f s b e r g oberhalb Ermatingen aufgedeckt worden.¹ Diese liegen also nur etwas mehr als eine halbe Stunde vom Eichholz entfernt. In den letzten Jahren konnte in einer längst bekannten Siedlung mit Sekundarschülern von Ermatingen bei H o h e n r a i n (Gemeinde Wäldi) gearbeitet und diese als ebenfalls späthallstattzeitlich bestimmt werden.² Sie liegt aber sowohl vom Wolfsberg als vom Eichholz zu weit entfernt, als daß sie mit diesen Grabhügeln in direkten Zusammenhang gebracht werden könnte. Demnach wäre die zu unserem Grabhügel gehörige Siedlung erst noch zu suchen. Ein genaues Abschreiten des Geländes während der Grabung verlief resultatlos. Vielleicht zeigt uns einmal der Zufall das Wohngelände der Toten vom Eichholz.³

¹ Thurg. Beitr., Heft 37, S. 189—195.

² Thurg. Beitr., Heft 69, S. 125 f. 23. Jahresbericht Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1931, S. 46.

³ 25. Jahresbericht Schweiz. Gesellschaft für Urgesch. 1933, S. 71 ff. Thg. Ztg. 16. X. 1933.